

Ein anderer Lockdown ist auch ein Erlebnis Eine Forscherin aus Paris im pandemischen Berlin

Jeanne Hagenbach

Als mich Dorothea Kübler Ende 2019 fragte, ob ich gerne als Karl W. Deutsch-Gastprofessorin ans WZB kommen würde, habe ich sofort zugesagt. Die Vorstellung, ans WZB zu kommen und Teil der lebendigen verhaltensökonomischen Szene in Berlin zu werden, begeisterte mich. Mein Partner ist Deutscher, er hat vor Jahren in Berlin gelebt, und wir freuten uns, die Stadt als deutsch-französische Familie zu erleben und unsere Söhne in engen Kontakt zur deutschen Sprache zu bringen. Wir konnten nicht wissen, dass eine Pandemie kommen würde, die unsere Reise äußerst kompliziert machen und den Charakter unseres Aufenthalts drastisch verändern würde.

Frankreich hatte die erste und die zweite Welle der Pandemie hart getroffen. Im Laufe des Jahres 2020 waren 65.000 Menschen an Covid-19 gestorben – in Deutschland, waren es 39.000. In beiden Ländern gab es im Frühjahr einen Lockdown, aber die Französischen und Franzosen waren von Ende Oktober bis Anfang Dezember noch einmal eingeschlossen. Tatsächlich kam Deutschland bis in den Herbst erstaunlich gut mit der Krise zurecht. Während wir uns auf unseren Aufenthalt in Berlin vorbereiteten, waren wir ziemlich sicher, es könne nur besser sein, die Pandemie auf der anderen Seite des Rheins zu erleben. Franzosen beklagen sich ohnehin gerne über ihr Land, und sie haben oft sehr positive Vorurteile gegenüber der deutschen Effizienz. Wie Deutschland mit der ersten Welle umging, verstärkte diese Vorurteile – und die Medien taten das Ihre dazu. Den ganzen Sommer über wurden die Unterschiede der Infektionsraten in Deutschland und Frankreich im Fernsehen gezeigt, und es wurde gefragt, warum Deutschland so gut mit der Situation zurechtkam (belastbare Antworten gab es selten). Als ich mich fragte, ob mein Forschungsaufenthalt wohl möglich sein würde, bestärkte mich der Leiter meiner Pariser Forschungsabteilung mit den Worten, im Frühjahr würde ich „die Terrassen und die Skipisten“ genießen können, während Frankreich wieder eingesperrt sein würde. Als wir am 28. Dezember losfuhren, gab es in Deutschland 19.000 neue Infektionen täglich, während es in Frankreich 11.000 waren. Wir zogen genau dann um, als die Situation in Deutsch-

land schlechter wurde als die in Frankreich, wahrscheinlich schlechter denn je seit Beginn der Pandemie. Läden wurden geschlossen, Schulen und Kitas standen kurz davor. In Deutschland anzukommen, war jedoch einfach (irgendwie hat mein Gedächtnis den Riesenstress verdrängt, den es bedeutet, mit der ganzen Familie für acht Monate in ein anderes Land zu ziehen ...). Wir befolgten die Regeln der Gesundheitsbehörden und gaben eine Adresse an, unter der wir die Quarantäne verbringen würden. Die Regeln waren streng: Man erwartete von uns, dass wir zehn Tage lang zu Hause bleiben würden, ohne die Wohnung zu verlassen. Ich fragte mich wirklich, wie wir es schaffen sollten, mit kleinen Kindern tagelang drin zu bleiben, und wie wir uns versorgen würden. Im französischen Fernsehen hatten wir gesehen, wie in Deutschland die Polizei an Türen von Leuten klingelte, die gerade ins Land gekommen waren, um zu überprüfen, ob sie die Quarantäne einhalten. Wir waren also äußerst vorsichtig, aber bei uns kam niemand vorbei. Wir konnten die Kinder auch seltene Male im Hof spielen lassen oder zum Supermarkt gehen. Es war sehr aufregend für uns, wirklich in Berlin zu sein.

Im Supermarkt erlebten wir unsere erste Überraschung. In Paris trugen die Menschen wirklich überall Masken, auf der Straße, im Park. Ich hätte es nie gewagt, mein eigenes Haus ohne Maske zu betreten – ich hätte viel zu große Sorge gehabt, womöglich Nachbarn anzustecken. Wir konnten es fast nicht glauben, dass in Berlin Bäckerinnen und Fleischer ohne Maske bedienten. Aus dem Fenster meines Büros im WZB konnte ich die Bauarbeiter an der Neuen Nationalgalerie beobachten, die in Baucontainern zusammensaßen, aßen und sich unterhielten – ohne Maske. Im Supermarkt hatten die Kassiererinnen täglich Kontakt zu Dutzenden von Kunden – ohne Maske.

In Paris hatten Kassiererinnen wochenlang hinter Plexiglas gearbeitet. Aïcha Issadounène hatte traurige Berühmtheit erlangt: Die 52-jährige Carrefour-Kassiererin starb in den ersten Wochen der Pandemie an Corona. Sie stand für all jene Berufstätigen, die während der Lockdowns einerseits absolut unverzichtbar, andererseits dem Virus schutzlos ausgeliefert waren. Nach-

dem wir in Berlin angekommen waren, versuchten wir, überall unsere Masken zu tragen – wie wir es von Frankreich her gewöhnt waren. Aber es ist nicht leicht, im Freien eine Maske zu tragen, wenn man damit alleine ist. Inzwischen müssen Menschen in Deutschland in Innenräumen FFP2-Masken tragen. In Frankreich ist die Art der Maske egal, aber die Maskenpflicht gilt überall, selbst am Strand.

Unsere Quarantäne endete am 7. Januar. Am 8. Januar entschied der Berliner Senat, Kitas und Schulen für mindestens einen Monat zu schließen. In Frankreich hatte die Regierung Macron die klare Priorität gesetzt, die Schulen kein zweites Mal zu schließen. Wir überlegten, ob wir nach Hause zurückkehren sollten. Nicht in erster Linie, weil es schwer ist, mit Kindern zu Hause zu arbeiten, sondern weil wir der festen Überzeugung sind, dass Kinder ein soziales Leben außerhalb des eigenen Haushalts brauchen – in Paris wäre das zu der Zeit möglich gewesen. Wir hatten schließlich großes Glück: Die deutsche Kita nahm unsere beiden Söhne, drei und sechs Jahre alt, in den Notbetrieb auf, da wir Lehrverpflichtungen hatten. Aber ich weiß, dass die Zeit für viele deutsche Familien sehr hart war. In Frankreich gingen die Kinder tatsächlich bis in den April hinein in die Schule, wenn auch unter besonderen Bedingungen. Sie mussten ihre Masken den ganzen Tag aufbewahren, sogar im Pausenhof. Dort wurden die unterschiedlichen Klassen durch Sperrgitter getrennt, wie wir sie von Demonstrationen kennen. Die Kinder mussten ihre Hände ungefähr acht Mal täglich waschen – Eltern stellten Fotos der kaputten Hände ins Netz. Macron entschied schließlich, die Frühjahrsferien vorzuziehen; am 5. April wurden die Schulen für drei Wochen geschlossen. In dem Moment, in dem ich diese Zeilen schreibe, sollen die Schulen wieder geöffnet werden – bei einer Inzidenz von über 500 in Paris. Es ist eine sehr komplizierte Diskussion, es gibt gute Gründe für und gegen das Offenhalten von Schulen. Ich kann nur dankbar dafür sein, dass hier in Berlin die Kitas eine Art Schutzraum für meine Kinder sind. Sie haben weniger Kontakte, als sie in einer französischen Schule hätten (dort wären es 30 Kinder), und wahrscheinlich deswegen haben sie weniger unter Corona-Einschränkungen zu leiden.

Nach fünf Monaten haben wir unseren Rhythmus in Berlin gefunden. Die Stadt ist mindestens fünf Mal so groß wie die Innenstadt von Paris, und es fühlt sich sehr gut an, einen Lockdown mit Bewegungsfreiheit zu erleben. 2020 durften wir in Frankreich nur ein Mal am Tag für höchstens eine Stunde und innerhalb eines Radius von einem Kilometer die Wohnung verlassen. Nicht alle in Paris sind nur einen Kilometer von Grün entfernt. Sowohl im Frühling als auch im Herbst mussten wir über Wochen eine Bescheinigung ausdrucken (und wer keinen

Drucker hatte, durfte das Dokument auch von Hand abschreiben, wie eine Strafarbeit früher in der Schule ...). Felder mit dem Grund für den Ausgang waren anzukreuzen, wir mussten die genaue Zeit angeben und unterschreiben. Es hat schon etwas Seltsames, für sich selbst eine Erlaubnis auszustellen, das Haus zu verlassen. Am 20. März dieses Jahres, zu Beginn des dritten Lockdowns in Paris, bot die Regierung, die wohl eingesehen hatte, dass die Einschränkungen doch zu weit gingen, eine mildere Fassung dieses Formulars an: Jetzt waren 30 mögliche Gründe aufgeführt, und in Abhängigkeit davon gab es unterschiedlich große erlaubte Radien. Innerhalb von Stunden quoll das Internet über vor Spott über diese komplexe Leistung der Bürokratie. Am Mittag war das Formular zurückgezogen. Im November 2020 wurde eine Sperrstunde eingeführt, die seitdem durchgehend gilt, mit unterschiedlichen Zeiten: zuerst 21 Uhr, dann 20 Uhr, 18 Uhr, schließlich 19 Uhr. Ich frage mich manchmal, wie die Französischen und Franzosen solche Regeln akzeptieren können – vielleicht, weil sie Regeln üblicherweise nicht umfassend befolgen? Ich genieße es außerordentlich, in Berlin überall hingehen zu dürfen. Natürlich hätte ich gerne öfter Freunde gesehen, aber es war nie wirklich erlaubt, Menschen aus verschiedenen Haushalten einzuladen. Am WZB habe ich exzellente Arbeitsbedingungen, ich komme fast täglich ins Haus. Ich habe weniger Kontakte, als ich sie in normalen Zeiten hätte, aber in kleineren Gruppen sind die Beziehungen exklusiver. Über Zoom habe ich wertvolles Feedback zu meiner Arbeit bekommen, ich habe neue Projekte begonnen und sogar online Experimente durchgeführt.

Alles in allem gibt es keinen guten Ort, um eine Pandemie zu erleben – es gibt allerdings ganz sicher schlechtere Orte. Mein Projekt, ans WZB und nach Berlin zu kommen, trug mich durch das besondere Jahr 2020. Ursprünglich hatte ich natürlich ein lebendigeres Berlin vor Augen, aber ich muss sagen, eine andere Spielart des Lockdowns ist auch ein Erlebnis. Wenn man so viel Zeit zu Hause verbringt, ist es sehr gut, das Zuhause zu wechseln! Für manche Dinge werden Menschen immer ein echtes, nicht virtuelles Eintauchen brauchen. Zum Beispiel für das Erlernen einer Sprache. Meine Söhne sprechen nach fünf Monaten fließend Deutsch und fangen an, im Französischen Fehler zu machen. So ist wenigstens eine Hoffnung für unseren Aufenthalt hier voll aufgegangen.



Jeanne Hagenbach ist Forschungsdirektorin am Centre National de la Recherche scientifique (CNRS) und Professorin für Ökonomie am Institut d'études politiques de Paris. In ihrer Forschung widmet sie sich den Bereichen Mikroökonomische Theorie, Spieltheorie und Experimentelle Wirtschaftsforschung. Für ihren Aufenthalt als Karl W. Deutsch-Gastprofessorin 2021 am WZB ist sie mit ihrer ganzen Familie nach Berlin gezogen. *[Foto: Martina Sander]*

jeanne.hagenbach@wzb.eu